

Marlen Bidwell-Steiner/Karin S. Wozonig (Hg.)

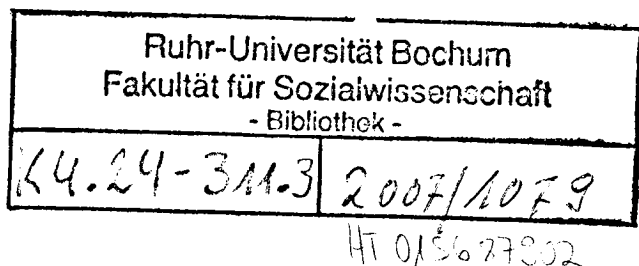
A Canon of Our Own?

Kanonkritik und Kanonbildung in den
Gender Studies

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
Bozen

Die Herausgeberinnen danken folgenden Förderern für
die Unterstützung: Bundesministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur in Wien, Stadt Wien (MA 7).



© 2006 by Studienverlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck
e-mail: order@studienverlag.at
Internet: www.studienverlag.at

Satz: Rosa Reitsamer
Umschlag: Gabi Damm

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN-10: 3-7065-4340-0

ISBN-13: 978-3-7065-4340-8

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck,
Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

<i>Karin S. Wozonig</i>	
Dimensionen des Kanons	9

<i>Christina Lutter</i>	
Vorwort	15

DISZIPLINierter RAUM

<i>Aleida Assmann</i>	
Kanon und Archiv – Genderprobleme in der Dynamik des kulturellen Gedächtnisses	20

<i>Marlen Bidwell-Steiner</i>	
Kanonkritik zwischen Herrschaftsraum und geschütztem Raum	35

<i>Ilse Müllner</i>	
Der eine Kanon und die vielen Stimmen. Ein feministisch-theologischer Entwurf	42

<i>Hans-Uwe Lammel</i>	
Hippokrates, der medizinische Kanon und die Frauen	58

<i>Kerstin Palm</i>	
Kanonisierungsweisen von Kanonkritik – die Geschlechterforschung zu Naturwissenschaften als Reflexionsmedium disziplinärer Kritikoptionen	76

<i>Christa Binswanger</i>	
Shakespeares Schwestern, Medusen oder „Ich ohne Geschlecht“? Zu weiblichem Schreiben, Kanon und feministischer Literaturwissenschaft	90

ZWISCHENRAUM

Susanne Hochreiter

- „Das offene Netz möglicher Bedeutungen“.
Queere Positionen in der Debatte über den deutschsprachigen
Literaturkanon 104

Anna Babka

- ‘In-side-out’ the Canon.
Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen
Theorien & Gendertheorien in der germanistischen
Literaturwissenschaft..... 117

Tatiana Barchunova

- A Library of Our Own?
Feminist Translations From English into Russian 133

Erzsébet Barát

- The importance of a discursal approach to
translation as an organized practice 148

Marina Blagojevic

- Canons and Contexts: Beyond fragmentation 159

Raluca Maria Popa

- Communist Women Speaking Internationally:
A Revision of the ‘East’/‘West’ Divide? 175

Karin Harrasser

- Cyberfeminismus. Träume von Modellierbarkeit 189

VERHANDELTEN RAUM

Gabriele Griffin

- Women's and Gender Studies –
The Quintessential Subject in Process 202

Victoria Robinson

- Internal and External Shifts and Constraints
on Women's Studies and Gender Studies:
Implications For the 'Canon' 217

Therese Garstenauer

- The inevitability of a Canon in Women's and Gender Studies,
and what to do about it 228

Anna Temkina, Elena Zdravomyslova

- Gender and Women's Studies in Contemporary Russia 240

Veronika Wöhrer

- "Doing Feminism" and other Theoretical Interventions 254

Diana M.A. Relke

- Loose Canons: A Canadian perspective on feminist
power relations and knowledge production 266

- Die AutorInnen 275

Christa Binswanger

Shakespeares Schwestern, Medusen oder „Ich ohne Geschlecht“? Zu weiblichem Schreiben, Kanon und feministischer Literaturwissenschaft

Kanon, Kanonkritik und feministische Literaturwissenschaft

Die Nachfrage nach Orientierung, ‚besten Texten‘, ‚milestones‘, also: nach Kanones, entsteht für die Geschlechterstudien [...] in der Lehre, wo Literaturlisten für Prüfungen entstehen müssen, an denen sich Lehrende und Lernende orientieren können.

Mit diesen Worten eröffnete Susanne Baer die Kanon-Sektion beim Arbeitstreffen der deutschsprachigen Gender Studies Zentren in Berlin 2003. Die Geschlechterstudien seien im Prozess ihrer vielfältigen Institutionalisierungen gezwungen, sich mit der Frage des Kanons auseinander zu setzen (Baer 2004: 69f). Dass sich aus theoretischer Perspektive innerhalb der Geschlechterforschung Widerstand gegen den Kanon regt, ist durchaus nahe liegend. Die Hinterfragung von wissenschaftlicher Definitionsmacht wie auch von Mechanismen der Inklusion und der Exklusion sind wesentliche Bestandteile feministischer Kritik am Wissenschaftsbetrieb:

The transformative, self-critical nature of women's studies, combined with the emphasis on postcolonial and poststructural approaches that ceaselessly question the established canons and canonicity itself, is seen as the check against retrograde institutional tendencies (Armatage 1998: 315).

Der derzeit vernehmbare Ruf nach Kanon sowie die diesem Band zugrunde liegende Frage: „Braucht denn die Frauen- und Geschlechterforschung einen eigenen Kanon?“, berührt einen der Kernbereiche der interdisziplinären Überschneidung von Geschlechterforschung und Literaturwissenschaft.

Literaturwissenschaft ist per se eine Disziplin, die sich über einen Kanon von für gut und wertvoll befundener Texte definiert hat und zu

großen Teilen immer noch definiert. Die feministische Kritik am literarischen Kanon, die seit den 1980er Jahren anhält (vgl. Stephan 2000: 294), hat aufgezeigt, dass Prozesse der kulturellen Deutungsmacht aufs Engste mit historisch geronnenen, gesellschaftlich wirksamen Fest- und Zuschreibungen von Männlichkeit und Weiblichkeit verwoben sind. Auch in der Bewertung der Ästhetik eines Textes lässt sich ein überaus deutliches Geschlechter-Bias nachweisen.

Gerade die kritische Auseinandersetzung mit dem Kanon in der Literaturwissenschaft könnte hier Anregungen für das gesamte Feld der Gender Studies bieten. Die immer wieder von neuem unternommene De- oder auch Rekonstruktion der mit Macht verknüpften Frage der Werthaftigkeit eines Gegenstandes und die daraus entstehende (Selbst-)Reflexion wäre aus literaturwissenschaftlicher Warte ein zentrales Anliegen an Kanonisierungsprozesse innerhalb der Geschlechterforschung. Die historische Analyse, die gesellschaftliche Kontextualisierung wie auch die Berücksichtigung unterschiedlichster Narrative und Textgattungen haben sich als unabdingbar erwiesen, um das Phänomen der weitgehenden Absenz von Autorinnen im Kanon der Weltliteratur zu erklären.

Im Folgenden werde ich anhand theoretischer wie auch literarischer Texte einige zentrale Fragestellungen zu Kanon, Geschlecht und Literatur aufgreifen. Die zur Diskussion gestellten Texte sollen in erster Linie die Breite des Feldes feministischer Kanonkritik aufspannen, wenn auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Und ich möchte bestreiten, dass es sich bei meiner Auswahl um kanonische Texte handelt – jedenfalls nicht um kanonische Texte im Sinne des bislang in der Literaturwissenschaft verwendeten Kanonbegriffs. Sie sind deshalb nicht kanonisch, weil ich sehr unterschiedliche Textgattungen einfließen lassen werde – von literarischen Texten, einem Essay, literaturwissenschaftlichen Abhandlungen bis zu sozialwissenschaftlichen Überlegungen zur Kategorie des weiblichen Kollektivs – und so Textgattungsgrenzen aufweiche. Auch deshalb nicht, weil ich davon ausgehe, dass die Textauswahl kontingent, d. h. von meiner Bildungsbiographie, meiner akademischen Disziplinierung und meinen Vorlieben geprägt ist. Und auch darum nicht, weil historische und gesellschaftliche Kontextualisierung und Infragestellung dominanter Wertmaßstäbe der Orthodoxie von Kanonbildung und dem ihm innewohnenden Geniekult zuwider läuft. So möchte ich die Gleichsetzung von Kanon mit ‚milestones‘, wie im Eingangszitat erwähnt, problematisieren und eine kritische Reflexion des Kanonbegriffs anregen.

Felder der literaturwissenschaftlichen Geschlechterforschung

Literaturwissenschaftliche Geschlechterforschung stellt die Frage nach der Bedeutung von Geschlecht:

- auf der Ebene der Person, die schreibt
- auf der Ebene der Geschichte, die erzählt wird
- auf der Ebene der sprachlichen Form, der Ästhetik eines Textes
- auf der Ebene der Person, die den Text liest
- auf der Ebene der historischen, sozialen, institutionellen und kulturellen Voraussetzungen eines Textes
- auf der Ebene der Traditionsbildung in der Literatur

Die Frage der Kanonisierung betrifft alle Ebenen, die außerdem je nach Fokus unterschiedlich ineinander verschränkt sind. Ein besonderes Gewicht liegt auf den drei letzten hier aufgeführten Ebenen, da der Kanon davon lebt, gelesen und als lesenswert tradiert zu werden. Er soll dafür stehen, was über einen längeren Zeitraum hinweg als „gute Literatur“, allenfalls „gute Weltliteratur“ gelten soll. Somit gerät die Rezeption der Texte ebenso in den Blick wie der kulturelle Kontext, welcher wiederum die Traditionsbildung – also die Kanonisierung von Literatur in einer historischen Perspektive – bewirkt und grundlegend prägt.

Diskussion von „milestones“ zu weiblichem Schreiben, Kanon und feministischer Wissenschaft

Virginia Woolfs *Zimmer für sich allein* und die „tausend Federn“

Virginia Woolfs *Ein Zimmer für sich allein*, das auf eine Vortragsreihe von 1928 zurückgeht, ist aus heutiger Sicht immer noch einer der Schlüsseltexte zu Traditionsbildung in der Literatur und weiblicher Autorschaft. Der Essay wurde vor knapp 80 Jahren geschrieben. Sein wohl berühmtester Satz lautet: „[E]ine Frau muss Geld haben und ein Zimmer für sich allein, wenn sie Fiction schreiben will; und das lässt, wie Sie sehen werden, das große Problem der wahren Natur der Frau und der wahren Natur von Fiction ungelöst“ (Woolf 1981: 8). Woolf betont bereits 1928 die materiellen und institutionellen Bedingungen, die Notwendigkeit des Zugangs zu

Wissen und Bildung, ohne die es schlechterdings unmöglich ist, literarische Texte zu produzieren. Im gleichen Zug wird der Zusammenhang von Schreiben und Geschlecht umgehend deessentialisiert. In heutiges sozialwissenschaftlich inspiriertes Vokabular ließe sich dies etwa wie folgt übersetzen: Ohne Zugang zu Ressourcen auf materieller und symbolischer Ebene ist die Frage nach etwas wie „Frauenliteratur“ müßig und darüber hinaus hat sie nichts mit „der wahren Natur der Frau“ noch mit der wahren Natur literarisch für wertvoll geltender Texte zu tun. Die historisch entstandene Benachteiligung von Frauen soll nicht als ihnen wesenhaft, sondern als Folge gesellschaftlicher Rahmenbedingungen begriffen und es soll nach Verbesserung gesucht werden. Am Schluss des Essays kommt Woolf noch einmal auf ihren Anfang zurück:

Wenn ich sie auffordere, Geld zu verdienen und ein Zimmer für sich allein zu haben, fordere ich Sie damit auf, in der Gegenwart der Wirklichkeit zu leben [...]. Ihr jungen Frauen, würde ich sagen [...], Sie sind meiner Meinung nach, schändlich unwissend. Aber gleichzeitig darf ich Sie daran erinnern, dass seit dem Jahr 1866 mindestens zwei Colleges für Frauen in England existieren. [...] Daher sollten Sie nun, mit ein bisschen Zeit für sich selbst und ein bisschen Bücherwissen im Kopf [...] wirklich in ein neues Stadium Ihrer sehr langen, sehr mühseligen und höchst obskuren Karriere eintreten. Tausend Federn liegen bereit, Ihnen einzugeben, was Sie tun sollten und welche Wirkung Sie damit haben werden. (Woolf 1981: 128f)

Im letzten Abschnitt entwirft Virginia Woolf nun einen Vorschlag, den sie selber als „ein bisschen fanatisch“ bezeichnet, weshalb sie vorziehe, ihn in Fiction-Form vorzutragen. Sie erinnert an Shakespeares Schwester, die jung verstarb und nie ein Wort schrieb, und entwirft eine Vision der Reinkarnation dieser Schwester Shakespeares:

Sie lebt in Ihnen und in mir, und in vielen andern Frauen, die heute nicht hier sind, weil sie Geschirr spülen und die Kinder ins Bett bringen. Aber sie lebt; denn große Dichter sterben nicht; sie sind ständige Anwesenheiten; sie bedürfen nur der Gelegenheit, im Fleische unter uns zu wandeln. Und nun liegt es, wie ich glaube, in Ihrer Macht, ihr diese Gelegenheit zu geben. (Woolf 1981: 129f)

Die Arbeit der Frauen müsse darin bestehen, „das gemeinsame Leben, welches das wirkliche ist“, zu leben, „den Mut haben, genau das zu schreiben, was wir denken“, „dem gemeinsamen Wohnzimmer ein bisschen zu

entrinnen“ (Woolf 1981: 130) – dann wird die tote Dichterin, die Shakespeares Schwester war, wieder geboren werden können.

Vieles von Virginia Woolfs Vision oder Vermächtnis ist heute – so scheint es – erfüllt. Vielen – auch vielen Frauen – ist es heute möglich, ein Zimmer für sich allein zu beanspruchen und dafür selbst aufzukommen. Auch der Zugang zur Bildung ist im Vergleich zu damals für Frauen in sehr grundlegender Weise selbstverständlich geworden. Das Unbehagen, das bleibt, scheint aber ebenso gewichtig: Weilt Shakespeares Schwester schon unter uns? Würde sie den weiblichen Kanon repräsentieren? Und wie ist das Geschlecht dieser Autorin mit Woolfs Anspruch vereinbar, dass „es für jeden, der schreibt, fatal ist, an sein Geschlecht zu denken“ (Woolf 1981: 119), wie sie an anderer Stelle ihrer Ausführungen festhält? Wäre Shakespeares Schwester die Verkörperung „des weiblichen Kanons“, „des weiblichen Gegen-Kanons“ oder des „weiblich-androgynen“ Kanons? Kann eine kollektive Anstrengung von weiblicher Seite bewirken, dass die utopische Dichterin aufersteht? Welches „Wir“ verbirgt sich hinter dem Woolfschen weiblichen Kollektiv?

Zwei Momente des damaligen Literaturbetriebs werden von Woolf an anderer Stelle ihres Essays aufs Schärfste kritisiert: einerseits „das Auspielen von Geschlecht gegen Geschlecht“ (Woolf 1981: 121) und andererseits das Ausspielen „von Eigenschaft gegen Eigenschaft“. Der Anspruch auf Überlegenheit der männlichen Vertreter der Literatur und die zugeschriebene Unterlegenheit von weiblichen Vertreterinnen der Literatur gehören Woolf zufolge ins Grundschulstadium der menschlichen Existenz. Am schlimmsten erscheint ihr der Verrat an der eigenen Idee um der Anerkennung willen und sie wendet sich vehement gegen die Möglichkeit einer überzeitlichen Bewertung von Literatur:

[...] weil ich nicht glaube, dass Gaben, sei es des Geistes oder des Charakters, wie Zucker und Butter gewogen werden können, nicht einmal in Cambridge, wo sie so erfahren damit sind, Leute in Klassen zu verweisen und ihnen Hüte mit den Initialen ihrer Namen auf den Kopf zu setzen (Woolf 1981: 121).

Und sie fügt an anderer Stelle hinzu: „Solange man schreibt, was man zu schreiben wünscht, ist nur das allein wichtig; und ob es nun für lange Zeit wichtig ist oder nur für Stunden, kann niemand sagen“ (Woolf 1981: 122).

In einem Übersetzungsversuch dieser Äußerungen sowie des ganzen Essays auf die heute zur Debatte stehende Kanon-Frage möchte ich Folgendes festhalten: Woolf geht davon aus, dass sich im Akt des

Schreibens eine Vereinigung der Geschlechter-Gegensätze vollzieht, welche das Geschlecht der Autorin oder des Autors in einer Symbiose überwindet. Außerdem kann ihres Erachtens die Wertung von Literatur nicht von außen gewonnen werden und schon gar nicht einen Gültigkeitsanspruch über die Zeit hinweg erheben. Ihr Wert liegt in der Authentizität des Geschriebenen. Den Literaturbetrieb mit seinen Mechanismen von Inklusion und Exklusion entlarvt sie als unfähig zu leisten, was er verspricht, nämlich Literatur in ihrer Qualität zu erkennen. Shakespeares Schwester steht somit für die Utopie einer gleichberechtigten und offenen Gesellschaft, welche die Autorschaft von Frauen in gleichem Maße wie diejenige von Männern ermöglicht und gleichzeitig das „Grundschulstadium“ des ewigen Messens und Wertens und der damit verbundenen Machtpraktiken überwindet. Das Geschlecht des Autors soll hierbei im literarischen Text „verschwinden“ bzw. überwunden werden.

Ich habe diesen Text gewählt, um an einigen wenigen Beispielen zu illustrieren, dass in ihm schon praktisch alle Bereiche der späteren feministischen Kanon-Kritik aufscheinen – auch wenn heutige Theorien in der Regel keine abschließenden utopischen Angebote machen.

Renate von Heydebrand/Simone Winko: *Arbeit am Kanon*

Meine nächste Denkstation ist ein Überblicksartikel von Renate von Heydebrand und Simone Winko. Unter dem Titel *Arbeit am Kanon: Geschlechterdifferenz in Rezeption und Wertung von Literatur* entwerfen sie einen Katalog der literaturwissenschaftlichen Kanon-Kritik um 1995. Ihr Ausgangspunkt (Heydebrand und Winko 1995: 227f):

- *Kanon*: Als Kanon gilt ein Korpus, sei es von mündlichen Überlieferungen (etwa von Mythen), sei es von Schriften. Ein Korpus von Werken und Autoren also, das eine Gemeinschaft als besonders wertvoll und deshalb als tradierenswert anerkennt und um dessen Tradierung sie sich kümmert.
- Die wichtigsten *Kanonfunktionen* sind Legitimation von Werten, Identitätsstiftung und Handlungsorientierung – die ihrerseits von Geschlechterdifferenz geprägt sind.
- Dem Kanon wohnt eine Tendenz zur Universalisierung inne: Er soll über alle Zeiten hinweg und für alle gelten. Der Blick auf die

Geschichte des Kanons zeigt jedoch: Er ist durch und durch geschichtlich wandelbar.

Die von Heydebrand und Winko formulierte feministische Kanon-Kritik betrifft die folgenden Bereiche (ebd. 242ff):

- In Wahrnehmung und Wertung von Literatur wirkt ein von Geschlechterdifferenz geprägter Blick.
- In der Weltliteratur (wie auch allen Nationalliteraturen) sind Frauen eklatant unterrepräsentiert.
- Bis zur Einführung der Koedukation hatten Autorinnen allein durch mangelnde Kenntnis des männlichen Kanons im Rahmen ihrer Bildung die schlechtere Ausgangsposition und genügten „männlichen“ Wertmaßstäben nicht.
- Die Autorposition wird in der Ästhetik der Moderne durch das Genie besetzt, das gegenüber dem Vorhergehenden Neues und gegenüber dem Gleichzeitigen Originelles zu schaffen hat. Dieser Begriff des Genies ist ausschließlich männlich konnotiert.
- Editionsreihen, Anthologien und die Literaturgeschichtsschreibung selektieren sowohl das Innovative wie das für eine Epoche Repräsentative für ihren Kanon mit dem „männlichen Blick“, der sich als allgemein-menschliches Interesse universalisiert.
- Wie die Schule, Editorik und Literaturgeschichtsschreibung ist die Universität – zumindest bis weit ins 20. Jahrhundert hinein – an der Aufrechterhaltung eines Kanons in männlicher Tradition beteiligt.

Dieser Katalog weist darauf hin, dass die Kategorie Geschlecht in der Verbindung mit Autorschaft im ausgehenden 20. Jahrhundert noch immer eine nicht zu unterschätzende Wirksamkeit aufweist, die in die inhaltliche wie auch ästhetische Bewertung eines Textes einfließt.

Sigrid Weigel: *Der schielende Blick und Die Stimme der Medusa*

In ihrem breit rezipierten Aufsatz *Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis* von 1983 und in der Weiterentwicklung ihrer Thesen in *Die Stimme der Medusa* von 1989 fordert Sigrid Weigel dazu auf, nach einer ergänzenden, sich zum Kanon dialogisch

verhaltenden Stimme zu suchen, deren „schielender Blick“ vor allem die Gleichzeitigkeit des Involviertseins und Außenstehens von Autorinnen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen reflektieren soll. Der „schielende Blick“ ist seither zum Inbegriff der kritischen Reflexion dieser doppelten Verortung weiblichen Schreibens geworden:

Indem Frauen teilhaben, teilnehmen an der herrschenden Sprache, sich ihren ‚Zugang zur zeitlichen Bühne‘ erobern, sind sie an der bestehenden Ordnung beteiligt; sie benutzen dann eine Sprache, Normen und Werte, von denen sie zugleich als ‚das andere Geschlecht‘ ausgeschlossen sind. Als Teilhaberin dieser Kultur dennoch ausgegrenzt oder abwesend zu sein, das macht den spezifischen Ort von Frauen in unserer Kultur aus. (Weigel 1989: 8f)

In *Die Stimme der Medusa* wird eine Vielzahl von Texten von Autorinnen untersucht, die in den 1980er Jahren unter dem Schlagwort Frauenliteratur verhandelt wurden. Die Textauswahl, so Weigel, sei „exemplarisch für die Geschichte weiblicher Schreibweisen“, „ohne die Absicht, einen Kanon der Frauenliteratur zu erstellen“, und „durchaus subjektiv“ (Weigel 1989: 9). Die Diskussion exemplarischer Beispiele der Diskursgeschichte weiblichen Schreibens schließt als paradoxes Unternehmen Prozesse der Disziplinierung durch den Literaturbetrieb reflexiv mit ein. Die ausgewählten Texte aus der zeitgenössischen Frauenliteratur weisen Ähnlichkeiten auf, die fehlende Traditionsbildung prägt meist deren Sprache. Weigel konstatiert eine „Schwierigkeit, ich zu sagen“, und spezifische Schreibweisen, die den doppelten Ort innerhalb und außerhalb des Symbolischen zum Ausdruck bringen: „z. B. doppelte und vielfach verdoppelte Perspektiven, die Anwendung bestehender Genremuster und ihre gleichzeitige Zerstörung, Beschreibungen von innen und außen zugleich“ (Weigel 1989: 8f).

Die Position von „innen und außen“ weist darüber hinaus eine weitere Problematik auf: Angesichts der Tatsache, dass fast sämtliche vorliegenden Literaturgeschichten sich über die literarischen Produktionen von Frauen weitgehend ausschweigen, stellt sich für Frauen die Aufgabe der Dekonstruktion der vorhandenen Ergebnisse, bei der das fertige Bild einer kulturellen ‚Epoche‘ oder einer ‚Nationalliteratur‘ auf die Bedingungen und Mechanismen seiner Entstehung hin befragt wird, um die Begründung von Klassifizierungen, Bewertungen und Begriffen zu rekonstruieren und dabei jene Orte aufzusuchen, an denen die Ausschlüsse, die Verwerfungen der Kulturleistungen stattfinden (Weigel 1989: 107).

Die Auseinandersetzung mit einer Kultur, die das eigene Geschlecht aus ihrer Traditionsbildung ausschließt, führt dazu, dass sich viele Autorinnen intensiv mit den Möglichkeiten und Grenzen der Sprache als Instrument auseinandersetzen.

Weigel illustriert die hieraus entstehende weibliche Sprachskepsis exemplarisch mit den Worten Ingeborg Bachmanns:

Denn dies bleibt doch: sich anstrengen müssen mit der schlechten Sprache, die wir vorfinden, auf diese eine Sprache hin, die noch nie regiert hat, die aber unsere Ahnung regiert und die wir nachahmen (Bachmann 1980: 94).

Ingeborg Bachmann entwirft für das Dilemma ihres eigenen Schreibens ein visionäres Bild, das die „wahre Sprache“ in die „Ahnung“ versetzt, die somit zu einer Utopie der besseren Sprache gerät, die sie in ihren literarischen Texten anstrebt, ohne sie je erreichen zu können.

Gudrun-Axeli Knapp: *Aporie als Grundlage*

Eine weitere Frage stellt sich bezüglich Kanon und weiblichen Schreibens: Können „die Frauen“ heute noch als eine Referenzgröße angesehen werden? Gibt es eine „Frauenliteratur“, deren verbindendes Moment darin besteht, dass sie von Menschen weiblichen Geschlechts (im Sinne von Gender) verfasst wurde? Welches „Wir“ wird hier vorausgesetzt? Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob es denkbar ist, dass Männer literarische Texte schreiben oder geschrieben haben, die für die feministische Literaturwissenschaft relevant und interessant sein könnten und deshalb, sollte ein feministischer Kanon angestrebt werden, zu diesem gezählt werden sollten.

Einige Antworten hält die Sozialwissenschaftlerin Gudrun-Axeli Knapp bereit. *Aporie als Grundlage* – so beschreibt sie die Perspektive, die in der heutigen feministischen Diskurskonstellation zum Ausdruck kommt und gleichzeitig deren Produktivität ausmacht (Knapp 2003: 240ff). Konflikthaftigkeit wird dieser Diskurskonstellation attestiert, die nicht zuletzt in der Gleichzeitigkeit von Wissenschaft und politischem Kritik- und Veränderungsanspruch liegt und eine paradoxe Struktur zur Folge hat. Die Politisierung des Erkenntnisinteresses entlang einer gesellschaftlich-kulturell wirkungsvollen Differenzbestimmung – Frauen/Männer – beinhaltet ein Moment des zeitweiligen Absehens von Unterschieden und Ungleichheits-

lagen innerhalb der Genus-Gruppen, von denen aber, sobald es um analytische und politische Konkretisierung geht, nicht abgesehen werden *kann*.

Die implizite Annahme einer Gleichgerichtetheit von Erkenntnis- und Veränderungsinteressen, die im notwendig vagen „Wir“ des feministischen Diskurses unterstellt ist, ist kognitiv, emotional und normativ bedeutsam, aber sie ist ein Stück weit auch fiktiv. Zur Beschreibung dieses „Wir“ setzt Knapp den Begriff der „imagined community“.

Der immer wieder aufflammende innerfeministische Disput um die Fragen von Differenz und Gleichheit, die Gleichzeitigkeit von übereinstimmenden und trennenden Momenten dieser „imaginären Zusammengehörigkeit“ ist gleichzeitig die Stimulation, den feministischen Diskurs immer wieder in Gang zu setzen und eine spezifische Kultur der Reflexivität hervorzubringen. So lässt sich aus Knapps Ausführungen ableiten: Es ist legitim und produktiv, an einem vagen feministischen „Wir“ festzuhalten und daraus wissenschaftliches Interesse und feministische Forschung abzuleiten. Gleichzeitig begibt sich dieses „Wir“ in eine aporetische Situation, indem es zugegebenermaßen fiktive Anteile hat, sich deshalb auf unsicherem Boden bewegt, und sich diesen selbst auch immer wieder entzieht. Dieses „Wir“ muss sich daher immer wieder darüber verständigen, wie es sich zusammensetzt, welche Ausschlüsse es produziert und wie diese allenfalls überwunden werden können.

Um auf Virginia Woolfs „tausend Federn, die bereit liegen“, zurückzukommen: Auch heute ist es nicht allen Frauen möglich, in gleicher Weise Zugang zu Bildung, Schriftkultur und finanzieller Sicherung des eigenen Lebens zu erhalten. Woolfs Modell entspringt der Perspektive der weißen, englischen Oberschicht des beginnenden 20. Jahrhunderts und ist – natürlich – nicht auf alle Kulturen gleichermaßen anwendbar. Dennoch ist es ein Modell, das sich sehr dezidiert gegen Schließungen aller Art ausspricht und sich der Öffnung von Wertungen verpflichtet.

Schließlich ist eine weitere Überlegung von Gudrun-Axeli Knapp für die feministische Auseinandersetzung mit dem Kanon fruchtbar: Die Frage nach dem, was Frauen verbindet, ist nicht zu verwechseln damit, was Feministinnen verbindet. Frausein ist in der Regel nicht Resultat einer Wahl, Feministinsein hingegen sehr wohl. Diese Differenz erlaubt es prinzipiell auch Männern, sich pro-feministisch zu engagieren (Knapp 2003: 246). Übertragen auf die Kanon-Frage bedeutet dies, dass Texte männlicher Autoren, welche die Machtdispositive der Geschlechter-Konstellationen ihrer jeweiligen Zeit in ihren literarischen oder theoretischen Texten zur Diskussion stellen, Teil des feministischen

Kanons sein sollten. Hier plädiere ich sehr dringend für eine Öffnung, die sich darüber hinaus mit dem Postulat der Geschlechterforschung, auch Männlichkeitsforschung zu betreiben, vereinbaren lässt.

Renate von Heydebrand: *Kanon Macht Kultur*

1996 hat Renate von Heydebrand in einem Symposium mit dem sprechenden Titel *Kanon Macht Kultur* zahlreiche LiteraturwissenschaftlerInnen um Beiträge gebeten. Der 1998 erschienene, über 600-seitige Sammelband ist beeindruckend. In der Einleitung schreibt Heydebrand:

Kanon kann für eine Kultur Orientierung ermöglichen und Spiele eröffnen, und er kann – alternativ oder auch gleichzeitig – Handlungsspielräume einschränken und potentielle Mitspieler ausgrenzen (Heydebrand 1998: X).

Viele Beiträge dieses Sammelbandes setzen sich mit der Notwendigkeit der definitorischen Klärung des Kanonbegriffs auseinander und entwickeln vielfältige Präzisierungen (so zu *Kernkanon*; *Musterkanon*; *materialer Kanon*; *Deutungskanon*; *Gegenkanon*; *unterschiedliche Grade von Kanonisierung*; *Machtfragen*; *Kanonvermittler*, *Macht der Rezipienten* usw.). In ihrem abschließenden und zusammenfassenden Artikel stellt Heydebrand die Positionen in einem Überblick dar (Heydebrand 1998: 612–625). Folgende Äußerungen sind im Hinblick auf eine feministische literaturwissenschaftliche Kanon-Kritik zu bedenken:

Die Leistung des Kanons als Symbolisierung fiktiver Identität für eine ganze Kultur wird im historischen Überblick [...] immer wieder als ideologisches Postulat, als Normsendung erkennbar [...]. Faktisch aber leistet der ‚postulierte‘ literarisch ästhetische Kanon von Anbeginn im wesentlichen gesellschaftliche und kulturelle Differenzierung: Er zeigt das kulturelle Gedächtnis [...] als partikular, an Geschlechterkonzepte und gesellschaftliche Gruppen gebunden. [...] Wo sich divergierende Gruppen auf den gleichen Kanon beziehen, tun sie es mit divergenten, ja subversiven Deutungskanones. [...] Kanon schafft nicht Kultur, sondern KulturEN, und auch die Umkehrung mag gelten: (Sub-)Kulturen schaffen ihre Kanones. (Heydebrand 1998: 623)

Gleichzeitig konstatiert sie: „Kanon verhindert die Wahrnehmung von ‚Kultur‘ jenseits des von ihm Repräsentierten – eine klare Bestätigung für

die These vom Kanon als „Lesebrille“ (Heydebrand 1998: 624). Ihr Schlussplädoyer bringt zum Ausdruck, dass für sie eine Öffnung angesagt ist: „Kanonforschung hat normative Entscheidungen nicht zu treffen, wohl aber vorzubereiten. Das Fach müsste z. B. seine Selbstbezogenheit in der vorherrschenden Beschäftigung mit dem eigenen Kanon aufgeben und den Kanonwirkungen der Alltagskultur nachfragen“ (Heydebrand 1998: 625). Diese Öffnung könnte die „Ränder“ der heutigen „Hochkultur“ in den Blick nehmen, die noch immer stark von Geschlechterdichotomien geprägt sind.

Schlussbemerkungen

„Ein Zimmer für sich allein“, „schielender Blick“, „die Sprache, die unsere Ahnung regiert“, und „Aporie als Grundlage“ umschreiben einen visionären Raum weiblichen Schreibens, wo „tausend Federn bereit liegen“, jedoch noch nicht alle haben ergriffen werden können. Eine literarische Traditionsbildung im Zeichen von historischer Kontextualisierung, Reflexivität, Offenheit und Prozesshaftigkeit würde ermöglichen, dass Frauen wie Männer gleichberechtigten Zugang zum Literaturbetrieb erlangen könnten. Eine Kanon- oder Traditionsbildung im interdisziplinären Feld der Geschlechterforschung sollte sich – so mein Anliegen – ihrer historischen, kulturellen und institutionellen Bedingtheit bewusst bleiben. Weder „das Ausspielen von Geschlecht gegen Geschlecht“ noch das Ausspielen „von Eigenschaft gegen Eigenschaft“ sollten hierbei die Richtung weisen, wie es Virginia Woolf bereits 1928 als wesentlichen Teil des Vermächnisses von Shakespeares Schwester formulierte. Bettina Mathes hat 2003 die Metapher gefunden, den „Kanon auf Sand zu bauen“ (vgl. Mathes 2004: 73 ff). Paradoxe Denkbewegungen wie diese und Bezeichnungspraxen wie „exemplarische Beispiele der Diskursgeschichte“ (Weigel 1989: 12ff), „milestones“, Referenztexte oder „hybride Traditionsbildung“ (Bins-wanger/Schnegg 2004: 78) beanspruchen, dass die Ränder eines Kanons der Geschlechterforschung durch seine Kontextualisierung, durch das Zugeständnis seiner Kontingenz, durch die permanente Reflexion seiner Zusammensetzung und durch die Offenheit der Reihung von Anbeginn an durchlässig sind.

Literatur

- Armatage, Kay (1998): Collaborating on Women's Studies. The University of Toronto Model. In: *Feminist Studies*. 24, 1998, 2. S. 347–355.
- Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) (2002): *Literarische Kanonbildung*. München: edition text + kritik (= Sonderband Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur).
- Bachmann, Ingeborg (1980): *Frankfurter Vorlesungen. Probleme zeitgenössischer Dichtung*. München [etc.]: Piper.
- Baer, Susanne (2004): Einführung. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen*. Berlin: Trafo. S. 69–72.
- Binswanger, Christa und Brigitte Schnegg (2004): Kanon – no Kanon. Historische und literaturwissenschaftliche Überlegungen zur Traditionsbildung in den Gender Studies. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen*. Berlin: Trafo. S. 77–79.
- Heydebrand, Renate von und Simone Winko (1995): Arbeit am Kanon. Geschlechterdifferenz in Rezeption und Wertung von Literatur. In: Hadumod Bussmann und Renate Hof (Hg.): *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Stuttgart: Kröner. S. 206–261.
- Heydebrand, Renate von (Hg.) (1998): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*. DFG-Symposium 1996. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2003): Aporie als Grundlage. Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 240–265.
- Mathes, Bettina (2004): Auf Sand gebaut Der Kanon, der (k)einer ist. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): *Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum. Studiengänge, Erfahrungen, Herausforderungen*. Berlin: Trafo. S. 73–76.
- Stephan, Inge (2000): Literaturwissenschaft. In: Christina von Braun und Inge Stephan (Hg.): *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart [etc.]: Metzler. S. 290–299.
- Weigel, Sigrid (1983): Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis. In: Inge Stephan und Sigrid Weigel (Hg.): *Die verborgene Frau*. Berlin: Argument-Verlag. S. 83–138.
- Weigel, Sigrid (1989): *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Woolf, Virginia (1981): *Ein Zimmer für sich allein* [1928]. Mit einigen Fotos und Erinnerungen an Virginia Woolf von Louie Mayer. Aus dem Englischen von Renate Gerhardt. Frankfurt a. M.: Fischer.